

UMSCHAU

Matthias Claudius

Christlicher Verkünder einer zeitlosen Wertehierarchie

Verglichen mit den großen literarischen Persönlichkeiten seiner Zeit scheint Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote (1740–1815), nur eine Randfigur der klassischen Epoche zu sein. Allerdings hat sein Werk bei allen Gesellschaftsschichten eine Resonanz gefunden, die einige literaturhistorisch höhergestellte Dichter seiner Zeit nie genossen haben. Claudius' Beliebtheit ruht zum großen Teil darauf, daß er fähig war, Einfachheit der Form und Frömmigkeit der Gedanken in eine Synthese zu bringen. Jedoch wurden die Bedeutung und Reichweite dieser Synthese von einigen Kritikern im Lauf der Zeit entweder mißverstanden oder mißachtet. Manch eine kritische Stimme hat ihn zum „schlichten Gemüt“ oder poesiebegabten Volksschriftsteller, der das Biedermeier vorwegnimmt, herabgestuft. Zwar nimmt man eine gewisse kindliche Naivität in der aphoristischen und bildhaften Claudius'schen Sprache wahr, aber sie ist mit einer selten erlebten Gedankentiefe und Reinheit verbunden, die seiner Dichtung einen zeitlosen Charakter verleihen.

Der Wandsbecker Bote forschte mit gesundem Menschenverstand und Herzen nach ewig gültigen Wahrheiten. Er beschäftigte sich intensiv mit den inneren Erfahrungen des Menschen als Ebenbild Gottes. Zwei wichtige Fragen bewegten ihn insbesondere: die Beziehung zu Gott und die Beziehung zum Mitmenschen. Seine Kunst ist nicht das Ergebnis literarischer Laune oder dilettantischer Spielerei, sondern ein echtes Liebeswerk aus Überzeugung. Bei Claudius begegnet man auch einer Synthese des Dichters und des Menschen: „Meine Schriftstellerei ist Realität bei mir.“

Sowohl der Mensch wie auch der Dichter Claudius plädierte für ein vorurteilsfreies Christentum. Seine eigene natürliche Frömmigkeit und sein gesunder Menschenverstand

verhalfen ihm, einen festen Kurs zwischen der Sentimentalität einiger zeitgenössischer Dichter und dem extremen Rationalismus der späten Aufklärung zu steuern. Treffend faßte Joseph von Eichendorff das Wesentliche bei Claudius zusammen: „Weit entfernt von dieser Unruhe, von diesem Schwanken zwischen Angst und maßlosem Vertrauen, ist Matthias Claudius, der wackere Wandsbecker Bote, der zwischen Diesseits und Jenseits unermüdlich auf- und abgeht und von allem, was er dort erfahren, mit schlichten und treuen Worten fröhliche Botschaft bringt“ (Werke, Bd. 3 [1970] 223).

Nicht jeder aber wollte wie Eichendorff Claudius als Verkünder eines „positiven Christentums“ loben (Bd. 1, 131). Radikale Rationalisten haben Claudius verachtet. Für Goethe war er sogar „ein Narr, der voller Einfaltsprätentionen steckt“ (Hamb. Ausg., Bd. 11, 413). Herablassend kritisierte Schiller Claudius' Leben und Werk im *Xenion* 18 „*Erreurs et Vérité*“: „Irrtum wolltest du bringen und Wahrheit, O Bote von Wandsbeck, / Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrtum, den brachtest du fort!“ Claudius' Werke konnten aber solche Kritik überdauern; denn die echte Nächstenliebe in seiner Dichtung sprach Menschen in allen Generationen unmittelbar an.

Claudius, einer der humansten und frommsten Dichter, lebte, was er schrieb. Dieser Mann, für Herder „der reinste Mensch, den ich gekannt habe“, war ein überzeugter evangelischer Christ, aber er predigte in seinen Werken nicht den Protestantismus. Seine Dichtung verkörpert eine christliche Menschenliebe (Agape), die fern von einer parteiischen Haltung bleibt. Claudius war wie Erasmus ein Mann der Mitte, der extreme Positionen vermied. Während andere über Toleranz sprachen, setzte sie der Wandsbek-

ker Bote in die Tat um. Für ihn schloß die Zuneigung zu der eigenen Konfession die Duldsamkeit gegen andere nicht aus, sondern bedingte sie. In dem Brief an seinen Sohn Johannes (1799) bekräftigte Claudius gerade diese Verpflichtung zur Duldsamkeit: „Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint, und Du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne“ (Werke, Stuttgart 1965, 608).

Claudius' Toleranz und Menschenliebe erwiesen sich konkret in seiner Einstellung zur Konversion seines Freundes Friedrich Leopold Reichsgraf zu Stolberg zum katholischen Glauben. Stolbergs Konversion war eine der ersten in einer langen Reihe, aber besonders dieser Konfessionswechsel erregte Aufsehen unter vielen sonst „toleranten“ Menschen. Der konfessionslose Johann Heinrich Voß z. B., der entschieden gegen den Geist der überkonfessionellen Duldsamkeit auftrat, schrieb über den ehemaligen Freund das verletzende Pamphlet „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier“. Stolbergs anderer Freund, Friedrich Jacobi, löste schroff die Freundschaft in beleidigenden antikatholischen Briefen.

Der menschenfreundliche Claudius reagierte anders. Er nahm die Wort an seinen Sohn Johannes ernst: „Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser“ (608). Während andere Stolberg mit Schimpf, Spott und Verachtung überschütteten, blieb Claudius gelassen und erzeugte dem Konvertiten „alte herzliche Liebe“. Anstatt zu ermahnen und zu kritisieren, sagte der evangelische Christ schlicht zum katholischen Freund: „Wir haben einen Herrn Christus und wollen gegenseitig uns auffordern, wer ihn von uns beiden am meisten lieben wird“ (Stolberg, Briefe [1966] 366). Der Konvertit Stolberg schätzte die Haltung seines Freundes, der konsequent nach seinen Prinzipien der Demut, der Duldsamkeit und der christlichen Nächstenliebe handelte. Die sehr enge Beziehung zu Stolberg, der nach Münster umzog, um sich dort der „Familia sacra“ der katholischen Fürstin Galitzin anzuschließen, blieb bis zu Claudius' Tod erhalten.

Auch die nichtchristlichen Religionen und Kulturen wurden von Claudius respektiert. Die äußere Form der Religionen interessierte ihn weniger als der Kern der Wahrheit, den sie enthalten. Claudius wollte darauf hinweisen, daß es eine allen Völkern in allen Epochen gemeinsame Grundlage der Religiosität gibt. Aufgeschlossen und mutig, nach Parallelen forschend, bemerkte er beim Studium der asiatischen Religionen: „Alle sind übermenschlichen Ursprungs . . . Alle nehmen ein erstes unbegreifliches unerforschliches Wesen an . . . Alle nehmen eine wesentliche Gleichheit zwischen dem ersten Wesen und der menschlichen Seele und die Möglichkeit einer unmittelbaren Kommunikation zwischen beiden und einer transzendentalen Veränderung im Menschen an . . . Alle gebieten Streben nach Reinigkeit in Gedanken, Worten und Werken“ (590 f.).

Sein Gedicht „Der fromme Heide“ beschreibt den Heiden mit Nächstenliebe und Verständnis und wirkt gleichzeitig als eine Mahnung an Christen, die in ihrem Glauben „kalt und ohne Gefühl“ sind. Während viele Christen ihren Heiland und Herrn kaum beachten, zeige „der fromme abergläubische Mann“ absolutes Vertrauen in seinen Mondgott. Das Gedicht schließt mit einer Warnung an die Christen, die etwas Unersetzliches verlieren könnten, wenn sie diese gleichgültige Einstellung dem wahren und allmächtigen Gott gegenüber nicht ändern: „Ihr, die ihr Christi Namen führet / Und dieses Heiden Taten hört; / Seid eures großen Glückes wert, / Wißt, daß man Gottes Gunst verlieret, / Wenn man durch Kaltsinn ihn entehrt“ (802 f.).

Claudius' Ratschlag an den Sohn Johannes: „Sinne täglich nach über Tod und Leben“ (609) spiegelt sich in vielen seiner bildhaften und kräftigen Gedichte und Aufsätze. Die Themen Tod und Verwesung nehmen zwar einen großen Platz in Claudius' Dichtung ein, aber er will nicht erschrecken, sondern auf ewige Ziele hinweisen. Claudius' Beschäftigung mit dem Thema Tod ist kein morbides Zeichen der Angst und Trostlosigkeit einer Menschheit, die den Mächten der ewigen Fin-

sternis preisgegeben wird. Seine Reflexionen über den Tod enthalten einen volkstümlichen Humor, und das Schreckensbild wird in ein freundliches Symbol verwandelt. Bei Claudius ist der Tod oder „Freund Hein“ eher eine angenehme Gestalt, die die Menschen sanft ins bessere Jenseits führt, wo „ewig Licht und Friede“ (742) herrscht. Im Gedicht „Der Tod und das Mädchen“ z. B. erscheint der Tod als Freund, der die Sterbende tröstet: „Bin Freund, und komme nicht, zu strafen. / Sei gutes Muts! ich bin nicht wild, / Sollst sanft in meinen Armen schlafen!“ (100)

Diese freundliche Gestalt des Todes ist verbunden mit der Hoffnung der Auferstehung in Christus. Claudius verkündet immer wieder die Botschaft, daß es ein Fortleben nach dem Tod gibt. Im Gedicht „Der Vater“ z. B. erklärt er: „Er ist nicht auf immer hier begraben“ (345) und seine „Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814“ berichtet zuversichtlich: „Der Mensch ist unsterblich!“ (786).

Claudius' Beschäftigung mit dem Tod kann man aber keineswegs mit einer absoluten Absage an diese Welt gleichsetzen. Das Gedicht „Täglich zu singen“ gibt bildhaft seine Freude am Menschsein wieder: „Ich danke Gott und freue mich / Wie's Kind zur Weihnachtsgabe, / Daß ich bin, bin! Und daß ich dich, / schön menschlich Antlitz habe“ (178).

Gekoppelt mit dieser Daseinsbejahung ist allerdings der ständige Hinweis auf die Vergänglichkeit der Welt und unsere eigene Unzulänglichkeit ohne Gottes Hilfe. Im „Abendlied“ äußert er, zum Beispiel: „Wir spinnen Luftgespinste, / Und suchen viele Künste, / Und kommen weiter von dem Ziel“ (265). Diese Gedanken werden im Gedicht „Motet“ sinnvoll ergänzt: „Der Mensch lebt und besteht / Nur eine kleine Zeit; / Und alle Welt vergehet / Mit ihrer Herrlichkeit. Es ist nur Einer ewig und an allen Enden, / Und wir in seinen Händen“ (221).

Im 20. Jahrhundert hat Claudius' „schlichte“ Botschaft nichts an Aktualität eingebüßt. In dem Aufsatz „Das Lieblingsgedicht“ (1948) bemerkte Thomas Mann zu „Der Mond ist aufgegangen“: „Darüber geht im Grunde nichts.“ Der Theologe Dietrich Bonhoeffer

schätzte Claudius als christlichen Dichter und weist immer wieder auf den christlichen Gehalt dieser Dichtung hin. Im 6. Rundbrief vom 15. März 1936 schreibt er, daß der „objektive Geist“ des vorigen Semesters durch den 5. Vers des Liedes „Der Mond ist aufgegangen“ schön ausgedrückt sei. Im Rundbrief vom 1. März 1942 erwähnt Bonhoeffer den Tod seines gefallenen christlichen Freundes Gerhard Vibrans und fügt hinzu: „Ich werde nie vergessen, daß er (Vibrans) mich das Claudiuslied: „Ich danke Gott und freue mich . . .“ gelehrt hat und mit seinem Leben eine überzeugende Auslegung dieses Liedes gegeben hat.“ In einem Brief vom 4. März an Vibrans' Vater weist Bonhoeffer darauf hin, was das Gedicht und das Leben des Verstorbenen darstellten: „Aufrichtigkeit . . . Wahrheitsliebe . . . Selbstlosigkeit . . . Reinheit und die Verbindung von Einfalt und Reife.“ In „Das ‚Ethische‘ und das ‚Christliche‘ als Thema“ (1942/43) erläutert Bonhoeffer seine Ansichten, daß das Gebot Gottes dem Menschen als Mensch vor Gott zu leben erlaubt, und nicht als Subjekt ethischer Entscheidungen. Was das umschließt, kann man nach Bonhoeffer am besten mit den Claudius'schen Versen „Empfangen und genährt / Vom Weibe wunderbar . . .“ ausdrücken, denn: „Die Zeitlichkeit, die Fülle und die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens hat hier einen unvergleichlichen Ausdruck gefunden.“

Claudius' Werke strahlen eine eschatologische Hoffnung und Zuversicht aus, die sie zum zeitlosen Gedankengut machen. Besonders in der jetzigen Zeit, wo so viele Menschen versuchen, eschatologische Fragen aus dem Bewußtsein zu verdrängen, bleiben Claudius' Gedichte über den Tod und die Vergänglichkeit alles Irdischen (eine Art Memento mori) eine überkonfessionelle Erinnerung an die Ewigkeit und die Verpflichtungen der Christen ihrem Herrn gegenüber. In einer Welt, wo Haß, Vorurteile, Gewalt und Egoismus hoch in der Wertehierarchie stehen, wäre Claudius' heitere Botschaft der Menschlichkeit, der selbstlosen christlichen Liebe, der Demut und des Verständnisses keine überholte Alternative.

James A. Doyle